

Geschichte schreiben, Geschichte machen

Das Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte untersucht, wie Erkenntnis produziert wird. Ein Gespräch mit

Herr Renn, als ich Philosophie studierte, sagte mir eines Tages die Sekretärin des Seminars: „Ich habe in so vielen Instituten gearbeitet. Es ging immer um die Vermittlung des aktuellen Wissensstandes. Nur hier in der Philosophie nimmt man Ansichten von vierhundert vor Christi Geburt so ernst wie solche von heute.“

Die Dame hatte recht. Die meisten Naturwissenschaften sind rekursiv blind. Sie arbeiten ohne Rückspiegel. Sie vergessen die Ergebnisse von gestern. Im besten Falle waren sie die Voraussetzungen für den Wissensstand von heute. Ansonsten waren sie einfach falsch.

Sie gehen den falschen Wegen nach?

Wir sind überzeugt, alle menschliche Erkenntnis ist historisch, Produkt einer geschichtlichen Konstellation. Wir glauben nicht, dass es eine universell gültige Wahrheit gibt. Auch nicht in der Naturwissenschaft. Wissenschaft ist ein konstruktiver Prozess, in dem Menschen sich Erkenntnisse aufbauen. In der Auseinandersetzung mit der Natur, aber immer auch mit und in ihrer jeweiligen Kultur. So gibt es immer nur vorläufige Erkenntnisse. Wenn man verstehen will, was an ihnen korrigierbar ist oder wenn man ihre Grenzen erkennen möchte, dann ist es nützlich, sich ihre Geschichte anzuschauen. Die Wissenschaftsgeschichte selbst hält gute Beispiele dafür bereit, dass eine solche Reflexion auf die Vergangenheit einen vorwärtsbringen kann in der aktuellen wissenschaftlichen Forschung.

Können Sie ein Beispiel nennen? Einstein. Raum und Zeit waren für die Physiker damals völlig selbstverständliche Begriffe. Einsteins Rekurss auf die Philosophie entwickeln können. Dort gab es ein Verständnis dafür, dass Raum und Zeit keine selbstverständlichen natürlichen Gegebenheiten sind, sondern Konstrukte, die durchaus auch anders sein könnten.

Relativiert die wissenschaftsgeschichtliche Reflexion die Ergebnisse der Wissenschaft?

Jedes Denken ist eine Relativierung des schon vorhandenen Denkens. Die wissenschaftliche Forschung relativiert – wenn man diesen Begriff unbedingt verwenden möchte – die bisherigen Forschungsergebnisse.

Ist es nicht gleichgültig, was die gesellschaftlichen Voraussetzungen eines Forschungsergebnisses sind? Wichtig ist doch, ob es stimmt oder nicht stimmt.

Was heißt „stimmt“ und was heißt „stimmt nicht“? Das sind selbst sehr kontextabhängige, historische Begriffe. Die Geschichte ist von Zufällen geprägt. Nehmen Sie die Evolution. Es hätte durchaus auch intelligente Dinosaurier geben können. Aber aus mir unbekanntem, aber erforschbaren Ursachen kam es nicht dazu. Die Evolution ist pfadabhängig. Es gibt kein Zurück. Mit dem Aus-



„Ist größer besser?“ ist ein neues Forschungsthema am Max-Planck-Institut, auch Bauten betreffend. Hier die Große Sphinx von Gizeh Ende

ZUR PERSON



BERND WANNENMACHER

Jürgen Renn, geboren 1956 in Moers, ist seit 1994 Direktor am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte in Berlin. Der mathematische Physiker war Mitherausgeber der Schriften von Albert Einstein, hat über ihn viel veröffentlicht, etwa mit „Auf den Schülern von Riesen und Zwergen. Albert Einsteins unvollendete Revolution“ oder „Albert Einstein – Ingenieur des Universums. 100 Autoren für Einstein“ (Wiley-VCH Verlag).

Ihr Erfolg hat nichts damit zu tun, dass die griechische Mathematik besser war?

Besser wofür? Ihre Felder konnten die Babylonier genau berechnen, obwohl sie einen anderen Flächenbegriff hatten als Euklid. Sie berechneten auch nicht-rechteckige Flächen nach einer Vorschrift, die wir nur auf rechteckigen Flächen anwenden würden. Unter dem Gesichtspunkt der Euklidischen Geometrie erzielten sie so nur Näherungswerte, aber da sie die Euklidische Geometrie nicht kannten, hatten sie kein Problem damit.

Das erinnert an die Diskussion um die Planetenbahnen...

Da hielt man lange Zeit, trotz aller Probleme, die die komplexe Bewegung der Wandelsterne am Himmel aufwarf, an der Annahme fest, dass diese Bewegungen letztlich auf Kreisbahnen zurückgehen. Ähnliches gilt auch für die Wurfbahnen von Geschossen, von denen wir seit Galilei wissen, dass sie einer Parabel folgen. Aber zunächst behalf man sich mit Berechnungen, die auf der Annahme einer zunächst gerade nach vorne laufenden und dann gerade nach unten fallenden Bewegung beruhten. Für die damalige Praxis reichte das.

Wurden diese Wechsel der Auffassungen allein durch die Ent-

wicklung der Wissenschaft selbst erreicht oder haben sie zu tun mit außerwissenschaftlichen Entwicklungen?

An diesen Entwicklungen waren viele Menschen beteiligt. Bei der Entdeckung der Wurfparabel spielten Praktiker eine große Rolle. Sie erkannten, ohne komplizierte Mathematik verwenden zu müssen, dass die beobachteten Bahnen der Geschosse bestimmten Gesetzen folgen, wie etwa, dass sie bei einem Winkel um die 45 Grad eine maximale Schussweite bei gleicher Pulverladung erreichten. Aus der Summe ihrer Erfahrungen konnten letztlich die wesentlichen Eigenschaften der Wurfparabel erschlossen werden.

Sieht man sich im Internet Ihre Website an, stößt man sofort auf den Flughafen Schönefeld. Wie bitte?

Es ist die Karte eines chinesischen Bauprojektes aus dem 4. vorchristlichen Jahrhundert. Sie illustriert ein neues Thema des Max-Planck-Institutes für Wissenschaftsgeschichte: „Ist größer besser?“ Es geht dabei um Großtechnologie und die dahinter stehenden Planungsprozesse. Diese werden in der jetzt neu besetzten dritten Abteilung unseres Instituts erforscht, die von meiner Kollegin Dagmar Schäfer geleitet wird. Sie ist Sinologin und Technikhistorikerin. Staatliche Pla-

nung hat in China eine lange Tradition. Die Chinesen wissen schon sehr lange, dass bei Planungen immer etwas schiefgeht, dass man ständig korrigierend von der Planung abweichen, umplanen muss. Sie sehen: Es geht jetzt nicht mehr nur um rein wissenschaftliche Prozesse, sondern um eine bestimmte Form menschlicher Rationalität.

Was lernt man aus den alten Erfahrungen?

Die Frage der Partizipation ist wichtig. Wer hat eine Chance, mit seinen Beobachtungen, Erkenntnissen zur Verbesserung des Prozesses beizutragen? Wir haben jetzt gerade in meiner Abteilung ein großes Projekt zu einer Wissenschaftsgeschichte der Architektur abgeschlossen. Da geht es um die Planung und das Wissen hinter großen Bauprojekten von der Steinzeit bis zur Renaissance. Die von mir mitherausgegebene dreibändige Wissenschaftsgeschichte der Architektur ist frei im Internet verfügbar.

Das alles schon beim Turmbau zu Babel?

Nicht in Abstimmungen, aber in einem ständigen Austausch über die nötigen Voraussetzungen etwa für den Bau eines Mausoleums wie dem auf unserer Website. Allerdings ging es bei den Planungen damals vor allem um die Bereitstellungen der erforder-

Institutsdirektor Jürgen Renn

Was glauben Sie, wie wird die Wissenschaft der Zukunft aussehen?

Sie muss noch stärker vernetzt sein. Sie muss aus den Disziplinen hinaus und muss sich an den großen Problemen orientieren, die oft nicht einmal mehr sauber nach naturwissenschaftlichen und geistes- und sozialwissenschaftlichen Dimensionen getrennt sind. Die Disziplinen sind historisch entstanden und an vielen Stellen längst überholt. Es geht also nicht nur um Interdisziplinarität. Es gab die Nationalstaaten. Die hatten ihr Gutes. Jetzt bauen wir an Europa. Wie es genau aussehen wird, wissen wir nicht. Genau so verhält es sich mit Physik, Chemie, Biologie zu einer neu zu bildenden Naturwissenschaft. An vielen Max-Planck-Instituten werden wegweisende Forschungen gemacht, die Disziplinen sprengen. Dabei geht es um bio-geo-chemische Kreislaufprozesse, um Psycholinguistik oder um empirische Ästhetik. Wichtig ist mir, dass das Wissen offen verfügbar bleibt, vernetzt und genutzt werden kann, um die Probleme des Anthropozäns zu lösen, also die Probleme, die Menschen durch die planetaren Auswirkungen ihrer Technologien und ihrer globalen Wirtschaft verursacht haben.

Interessant an Ihrem Institut ist, dass es sich mit allem beschäftigt. Dass aber das Thema Gewalt darin fast keine Rolle spielt.

Machtverhältnisse thematisieren wir schon. Die spielen auch in den Institutionen der Wissensökonomie eine Schlüsselrolle. Interessant aber ist, dass Machtverhältnisse Wissen offenbar nie vollkommen determinieren. Es gibt fast immer einen emanzipatorischen Überhang des Wissens, der auch die Machtverhältnisse in Frage stellen kann.

Was ist mit der erheblichen Rolle, die die Lust auf Gewalt spielt?

Es ist schwierig, sie zu untersuchen. Aber es scheint mir nötig. Man muss alle diese Dimensionen des Menschen verstehen. Gerade wenn man sie eindämmen möchte, darf man sie nicht einfach verdrängen. Man muss sie begreifen. Das, was jetzt von Seiten des „Islamischen Staates“ passiert, ist nicht zu verstehen ohne die Lust auf Gewalt. Manchmal denke ich, dieser Versuch, eine Brücke zu schlagen zwischen einer hoch idealisierten Vergangenheit und einer hoch idealisierten Zukunft durch die Schaffung eines geschlossenen Weltbildes, das Gewalt legitimiert, muss hochattraktiv sein für Jugendliche, die glauben, auf diese Weise an der Geschichte teilhaben zu können, während sie sich sonst überall auf ihr ausgeschlossen fühlen. Das aber ist eine gefährliche Illusion, die die Machtmechanismen hinter solchen Ideologien nicht durchschaut. Wir müssen nicht nur diese Mechanismen, sondern auch die Wirksamkeit der mit ihnen verbundenen Illusionen besser verstehen lernen.

Interview: Arno Widmann

Dinge unter der Hand regeln

Im Wiener „Tatort“ lassen Eisner und Fellner den Mossad gewähren

Von Sylvia Staudé

Während die deutschen Kollegen aus Weimar ermittelungstechnisch Jahreswechsel-Geisterbahn-Quatsch machen, drehen die Nachbarn aus Wien nicht zum ersten Mal am großen Weltpolitik- und Verschwörungswelt-Rad. Ein verdächtig weltläufiger iranischer Nuklearwissenschaftler ist das aus dem Fenster stürzende (vielmehr: gestürzte) Opfer (Teheran – Istanbul – Jakarta – Wien, aber nun eben nicht mehr zurück). Eine Spezialeinheit des israelischen Mossad namens „Kidon“, Bajonett, mischt mit. Dazu eine österreichische Firma, die sich aparterweise K + K abkürzt, sowie ein einheimischer Waffenschieber, der sich fein lächelnd als „Landwirt“ ausgibt und mahnt, dem „Wirtschaftsstandort Österreich“ nicht durch Ermittlungseifer zu schaden. Udo Samel macht hier als Johannes Leopold Trachtenfels-Lissé – Jolly für seine Freunde – auch beim Wohltätigkeits-Barock-Maskenball eine hinreißend jovial-schmierige Figur.

Von Fisimatenten frei

Wohl tuend nüchtern – obwohl einmal die Frage „hast a Klopfer?“ gestellt wird, frei übersetzt: hast du einen Dachschaden? – ermitteln Oberstleutnant Moritz Eisner, Harald Krassnitzer, und Kollegin Bibi Fellner, Adele Neuhäuser. Überhaupt gefällt Neuhäusers von Fisimatenten freie Figur immer besser.

Über die Details illegaler Deals (wie kann ein Zug mit „Ventilen“ einfach über die Grenze fahren?) wird von Autor Max Gruber und Regisseur Thomas Roth ein wenig hinweggewischt. Ebenso letztlich über die Frage, warum Eisner und Fellner nonchalant über etwas hinweggehen, was glasklare Selbstjustiz in ihrem schönen und friedlichen Land ist. Weil Mord das kleinere Übel ist? Allerdings ist „Deckname Kidon“ längst

nicht mehr der erste TV-Krimi, in dem man eine Rechtfertigung dafür entdecken kann, die Dinge, sagen wir mal, unter der Hand zu regeln. Wie das auch bei Drogeneinsätzen geschieht.

Nicht zum ersten Mal blüht im „Tatort“-Österreich auch die Korruption. Da glaubt Eisner noch, „ein ganz normaler Trottel aus Krems“ (werden da die Kremser beim ORF anrufen?) habe ihn auf Führerschein und Erste-Hilfe-Kasten kontrolliert, da ist dem Zuschauer schon klar, dass diese penible Fahrzeug-Kontrolle kein Zufall war. Überhaupt ist dem Zuschauer so Einiges vor den Ermittlern klar, aber das macht „Deckname Kidon“ keineswegs zu einem schlechten Krimi.

Großes Kino etwa ist, wie Eisner versucht, den Zug mit den „Ventilen“ dadurch aufzuhalten, dass er sich winkend mitten auf

die Gleise stellt. Großes Kino auch, wie Bibi Fellner einen jungen K + K-Arbeiter becirt, mit ihr ein Bier trinken zu gehen. Und wie am Ende der Taxler, auf dessen ehrwürdige Karosse der Nuklearwissenschaftler in den ersten Krimi-Sekunden gekracht war, mit einem nagelneuen „Vollhybrid“-Wagen ankommt, stolz wie Oskar.

Schön vor allem auch, wie man bei den Österreich-„Tatorten“ doch immer ein wenig das Idiom lernen kann; diesmal unter anderem die hübschen Wendungen: „geh, sei ned lustig“ (wenn man doch genau das nicht vorhat) und „da kemma uns brausen gehn“ (sinngemäß: da können wir einpacken). So ist es aber nicht.

„Tatort: Deckname Kidon“, ARD, Sonntag, 20.15 Uhr.



Da schau sich Fellner und Eisner an. Vorn Udo Samel. ARD/DEGETO

Selten ordentlich

Fontane-Handschriften sollen künftig auch im Internet zugänglich sein

POTSDAM. Tausende persönliche Schreiben und Dokumente des Schriftstellers Theodor Fontane (1819-1898) werden in den nächsten Jahren für die Veröffentlichung im Internet aufbereitet. „Statt im Archiv können Forscher dann weltweit auf die Zeugnisse zurückgreifen“, sagte die Leiterin des Potsdamer Fontane-Archivs, Hanna Delf von Wolzogen, der Deutschen Presse-Agentur. Seit kurzem gehört das Archiv zur Universität Potsdam.

Fontane, geboren in Neuruppin, lernte zunächst den Beruf des Apothekers. Später reiste er nach England und veröffentlichte dort erste Feuilletons. 1860 begann er mit den Arbeiten an seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“, schrieb Novellen und Romane wie „Effi Briest“.

Das Internet-Projekt wurde nach Angaben von Archivleiterin von Wolzogen gerade in Angriff

genommen. Es werde mehrere Jahre dauern, ehe die Archivalien für das Forschungsportal aufbereitet seien. Den Wissenschaftlern komme zugute, dass in den vergangenen Jahren fast der ganze Archivbestand bereits digitalisiert worden sei.

Bei Benutzung zerbröselnd

Für die Dokumente wäre es zu gefährlich, sie im Original in die Hände von Forschern zu geben. Papier der damaligen Zeit sind vom Säuererfraß bedroht. „Einige würden bei Benutzung zerbröseln“, sagte von Wolzogen.

„Fontane hat in deutscher Schrift geschrieben, sehr schwungvoll und selten ordentlich“, sagte sie. Texte habe er vielfach mit farbigen Stiften überschrieben. Ein Blatt Papier sei oft bis zum Rand beschrieben und jeder Millimeter ausgenutzt worden.

„Manches ist nur mit der Lupe zu entziffern“, so die Forscherin.

Erforscht werde auch, wie der umtriebige Autor im 19. Jahrhundert mit den Medien umgegangen sei, sagte von Wolzogen. „Manchmal schrieb er auf einer Postkarte nur ein paar Zeilen und kündigte dann einen Brief an.“ Für seine Fans ließ er Autogrammkarten mit seinem Foto drucken. „Er spielte virtuos mit den Medien im eigenen Interesse“, sagte von Wolzogen. „Bei Facebook und Twitter wäre er dabei gewesen. Das Internet hätte er ohne Berührungspunkte genutzt.“ Die Handschriften-Sammlung umfasst rund 10000 Blatt Originalhandschriften. Darunter sind Manuskripte seiner Romane, Erzählungen oder journalistische Beiträge sowie Tagebücher und Briefe. Außerdem werden 12000 Blatt Abschriften und Kopien verwahrt. dpa